

Dino Pešut

# Daddy Issues

Roman

Aus dem Kroatischen von  
Alida Bremer

TEXT/RAHMEN

Dino Pešut

# Daddy Issues

Roman

Aus dem Kroatischen von  
Alida Bremer

**TEXT/RAHMEN**

Die Originalausgabe erschien 2020  
unter dem Titel „Tatin sin“ im Verlag Fraktura, Zaprešić.

© 2020 Dino Pešut and Fraktura

All rights are represented by Fraktura, Croatia.

Deutsche Erstausgabe übersetzt von Alida Bremer

erschienen im Buchverlag TEXT/RAHMEN

1. Auflage 2022

© 2022 Buchverlag TEXT/RAHMEN,

Marlovics Uhl Medien GmbH, Wien

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche  
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Schriftgestaltung: TEXT/RAHMEN, [www.polenimschaufenster.com](http://www.polenimschaufenster.com)

Umschlaggestaltung und Satz: Dominik Uhl

Autorenporträt: Karla Juric

ISBN 978-3-903365-18-6

Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch TRADUKI, ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, die Interessengemeinschaft Übersetzerinnen Übersetzer (Literaturhaus Wien) im Auftrag des Bundesministeriums für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport der Republik Österreich, das Goethe-Institut, die S. Fischer Stiftung, die Slowenische Buchagentur, das Ministerium für Kultur und Medien der Republik Kroatien, das Ministerium für Gesellschaft und Kultur des Fürstentums Liechtenstein, die Kulturstiftung Liechtenstein, das Ministerium für Kultur der Republik Albanien, das Ministerium für Kultur und Information der Republik Serbien, das Ministerium für Kultur Rumäniens, das Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Kultur und Sport von Montenegro, die Leipziger Buchmesse, das Ministerium für Kultur der Republik Nordmazedonien und das Ministerium für Kultur der Republik Bulgarien angehören.

The logo for traduki features the word "traduki" in a lowercase, sans-serif font. Above the letter 'i' is a horizontal bar. To the left of the word, there are two vertical bars of different heights, one shorter than the other, positioned below the 't' and 'r' respectively.

*Für meinen Vater,  
der während der ganzen Zeit,  
in der ich diesen Roman schrieb,  
zum Glück gesund und lebendig war.  
Und für all unsere Versuche.  
Es liebt dich dein Sohn.*

## 1.

Die Nachricht, dass mein Vater schwer krank ist, nehme ich beinahe gleichgültig auf. Sie irritiert mich nur ein wenig, wie irgendwelche Straßenarbeiten oder die Nachricht, dass unser alter Nachbar endlich gestorben ist, oder der Tratsch über ein dysfunktionales Pärchen aus meinem Freundeskreis, das eben doch ein Baby erwartet. Ich bemerke eine immer größere Diskrepanz, einen Abgrund zwischen dem, was ich fühlen sollte, und dem, was ich fühle. Oder präziser, was ich nicht fühle. Er hat mich nur kurz angerufen, er wolle nicht lange stören.

»Ich bin bei der Arbeit«, ich lege auf.

Vor mir liegt die gleichgültige Hotellobby. Sie ist angenehm klimatisiert. Ein sehr weißes Paar Beine wird übereinandergeschlagen. Ich blinzele. Ich rieche irgendetwas zwischen Desinfektionsmittel und gebratenem Fleisch.

Die Nachricht, dass mein Vater schwer krank ist, trifft mich aus den falschen Gründen. Ich fühle mich wie ein frustrierter Teenager, dessen Pläne für das Wochenende zunichtegemacht wurden. Neben der Verstimmung überkommt mich auch ein Unbehagen. Ich schmolle wegen der womöglich unheilbaren Erkrankung meines Vaters.

Mein eigenes Leben habe ich enorm zurückgenommen, da es kompliziert und chaotisch war, und zwar aufgrund der Bedürfnisse und Probleme der Menschen

um mich herum. Und ich habe alles getan, um das, was ich nicht tun will, nicht tun zu müssen – außer meiner Arbeit. Meine Leistungen sind nicht besonders glänzend. Ich vibriere nicht vor positiver Energie, und ich behalte mir das Recht vor, mit meiner Arbeit nicht zufrieden zu sein. Ich will mir nichts vormachen.

Vaters Krankheit erzeugt ein Unbehagen, weil ich mich mit ihm werde unterhalten müssen, und das will ich nicht. Wir haben es einige Male versucht, wir haben versucht, uns anzufreunden und einander etwas besser kennenzulernen, aber das ist misslungen. Als hätten wir uns entschieden, dass es besser ist, sich einmal im Monat über das Wetter auszutauschen und darüber, dass unser Staat im Arsch ist. Manchmal erlaube ich ihm, den Schluss zu ziehen, dass mein Job, den ich trotz aller meiner Studienabschlüsse habe, ein deutliches Zeichen dafür ist, dass es in Kroatien für junge Menschen nicht die geringste Hoffnung gibt. Ich arbeite an der Rezeption eines mittelmäßigen Hotels, und zwar deshalb, weil ich Abschlüsse in Komparatistik und Anglistik habe. Das habe ich studiert, weil ich als kleiner, präventiöser, schwuler Junge keine anderen Talente und Interessen hatte. Mit der Zeit habe ich eingesehen, dass ich nie eine Stelle im Kulturbereich bekommen werde, weil das der einzige Bereich ist, in dem auch die Linke Nepotismus als notwendig und bequem akzeptiert. Einen Mangel an Privilegien muss man durch unglaubliches Talent ausgleichen, und über das verfüge ich nicht. Schließlich mag ich Menschen mehr als Konzepte. Die Arbeit ist nicht anspruchsvoll, sie ist häufig

langweilig, aber sie hält meine Neugier am Leben. Persönlich mag ich es am liebsten, abends zu arbeiten, um mitzukriegen, wer es mit wem treibt. Auch komme ich nachts dazu, viel zu lesen. Heimlich schreibe ich Gedichte. Mein schmales Opus liegt in der schwarzen Mappe verborgen, auf der *Hotel Lebewohl* steht. Ich beklage mich nicht über meine Arbeit. Ich beklage mich auch nur sehr selten über mein Leben.

Und dennoch verspüre ich wegen der Nachricht, dass mein Vater schwer krank ist, das Bedürfnis, mich selbst zu bemitleiden.

## 2.

»Augen zu und durch, sage ich nur. All das kann mir den Buckel runterrutschen. Weißt du, man muss das Leben genießen. Man muss glücklich sein. Alles andere schicken wir zum Teufel, weißt du. Das habe ich gelernt. Man kann sich das alles in den Arsch schieben, man muss Spaß haben. Also mir geht das alles am Arsch vorbei. Ich kann doch nicht herumheulen und darüber nachdenken, was ich hätte tun können und was nicht, was hätte sein können und all die übliche Scheiße. Verstehst du mich? Ich kann das einfach nicht. Ich hab das alles zum Teufel geschickt, und was dann? Was jetzt? Und wenn ich sterbe, schieß drauf. Ich hatte kein schlechtes Leben. Ich habe dich. Und wenn ich dich sehe, weiß ich, dass ich wenigstens irgendwas in meinem Leben nicht kaputtgemacht habe. Das weiß ich. Ich sehe, dass du ein wirklich guter Mensch geworden bist, fleißig. Verdammst, der Staat ist eben so, wie er ist. Und deine Arbeit ist so, wie sie ist. Aber schieß drauf, keine Arbeit, keine einzige ist wirklich perfekt. Arbeit ist immer für den Arsch. Aber man verdient schön, und dann baut man sich ein gutes, ein schönes Leben auf, schieß drauf. Es muss nicht viel sein, und es muss nicht irgendein Schnickschnack sein. Mir reicht es schon, eine eigene Wohnung zu haben. Jetzt tut es mir verdammt leid, dass wir es nicht geschafft haben, dir eine



Wohnung zu kaufen. Jetzt ist das erst mal aufgeschoben. Aber scheiß drauf, mal klappt's im Leben und dann wieder nicht, verdammte Kacke. Was für uns immer Priorität hatte: Für dich eine Bleibe zu organisieren. Damit wir wissen, dass du immer ein Dach über dem Kopf hast. Aber Scheiße noch mal, dann hast du eben meine Bude hier, wenn ich sterbe. Oder verkauf sie einfach, wenn ich sterbe, und kauf dir was anderes. Nimm einen Kredit auf, verstehst du? Hörst du mir überhaupt zu? Geht es dir gut? Für mich ist es das Wichtigste, dass es dir gut geht. Das ist für mich das Allerwichtigste. Wenn ich höre, dass du glücklich bist und dass alles nach Plan verläuft. Es tut mir leid, dass du nicht schreibst. Du hast früher sehr schön geschrieben. Ich kenne mich mit dem Scheiß nicht aus, aber es war schön. Ich glaube, dass du wieder schreiben solltest. Dann kannst du auch Straßen kehren, aber wenigstens hast du was Eigenes. Es ist wichtig, was Eigenes zu haben, denn alles geht den Bach runter. Alles. Freundschaften gehen den Bach runter, Staaten, die Politik, das Schulsystem ... Alles für den Arsch. Außer den Sachen, die dir selbst gehören. Ich meine, auch Ehen gehen vor die Hunde, und auch Kinder müssen mal das Haus verlassen. Schau mal, du bist weggegangen. Es ist wichtig, dass du etwas hast, das nur dir gehört und dich rettet, wenn die Scheiße losgeht. Ich weiß nicht, ob es etwas gibt, das mir gehört. Ich weiß es nicht. Du gehörst nicht mehr mir. Du bist ein erwachsener Mensch, zum Teufel noch mal. Du bist klug, hast studiert, hast deinen Master gemacht. Ich habe nichts gelernt. Keine Lust gehabt. Aber ich hatte

ein gutes Leben, ein schönes Leben. Ich hatte wirklich ein gutes Leben. Hör mal, ich will dich nicht langweilen. Ich weiß, du hast zu tun, aber verflucht noch mal, melde dich doch gelegentlich. Ich werde dich nicht langweilen. Es gibt echt keinen Grund dafür, dass ich dich anrufe, um dich zu fragen, ob du etwas gegessen hast, ob du gut geschissen hast, ob du gevögelt hast. Das geht mich nichts an. Du bist erwachsen, aber bitte ruf doch mal an. Oder besuch mich mal, und dann können wir beide eine Runde drehen. Vielleicht sollten wir auch mal verreisen. Ich weiß nicht. Schau mal, wie es mit deiner Arbeit läuft. Ich werde ab jetzt zu Hause sein. Auch wir können Spaß haben. Ich mache jetzt Schluss. Also dann, melde dich mal. Melde dich. Mal. Komm, fühl dich umarmt.«

Und dann legt er auf. Seine Logorrhö ist neulich zum ersten Mal hörbar geworden. Nach einigen Jahren der Stille. Dieser Wortschwall, die Angst, meine Gleichgültigkeit ertragen zu müssen. Und die Erkenntnis, dass ich, genau wie er, schweigen kann. Jetzt überflutet dieser Wortschwall unser Telefonat, bis die Verbindung beendet wird. Er schafft es nicht einmal mehr Luft zu holen. Er antwortet auf seine eigenen Fragen, als fürchtete er sich davor, dass ich – würde er nur eine Sekunde innehalten – fragen könnte: »Wer ist da?« Ich spüre seine Angst.

Mein Vater kennt niemanden, der so ist wie ich. Ich glaube, dass ich der einzige schwule Mann bin, den er je kennengelernt hat. Ganz bestimmt der einzige, der geoutet lebt. Er kennt auch niemanden, der schreibt oder früher mal geschrieben hat. Er kennt nur einige Englischleh-

rerinnen, weil er kostenlose Sprachkurse besucht hat. Er spricht drei Fremdsprachen, holprig, aber selbstbewusst. Langsam, aber präzise. Mein Vater hat vor mir keinen Menschen gekannt, der sich ewig lange Filme anschaut und zu Vernissagen geht. Er war nie mit einem Mann befreundet, der sich selbst Feminist nennt. Er hat nicht gewusst, dass es Jungen gibt, die nicht davon träumen, Auto zu fahren. Mein Vater hat keine Freunde, die zynisch sind, die ihre Augen verdrehen und herumquietschen, so wie ich es während der Pubertät getan habe. Mein Vater kennt keine Menschen, die sich durch Lesen gegen die Welt verteidigen. Und er hat nicht gewusst, dass Jungen sich ganz einfach mit Mädchen anfreunden können. Er hat mich wegen dieser Sachen nie verurteilt. Das habe ich mir, wie alles andere zwischen uns, selbst zusammenreimen müssen. Meinem Vater fehlten immer die Worte. Meine Eltern haben sich selten unterhalten. Mama hatte sich angewöhnt, mich als Vermittler zwischen sich und meinem Vater zu benutzen.

*Sag ihm, dass wir im selben Haus wie Fremde leben,* pflegte sie zu sagen, wie in einer Seifenoper. Und dann weinte sie. Ich habe erst viel später erfahren, dass Tränen nicht nach Wodka riechen sollten.

### 3.

Ich trinke Kaffee in einem schweineteuren Café im Stadtzentrum. Der Kaffee ist säuerlich, klein und hat immer die falsche Temperatur. Der Kaffee ist *fair trade*, auch wenn ich mich häufig frage, ob ich diesen Begriff wirklich verstehe. Ich habe angefangen, diesen überteuerten Kaffee zu trinken, seit ich vor beinahe zwei Jahren das Rauchen aufgegeben habe. Auch weil ich finde, dass der Kellner gut aussieht. Ich habe meinem letzten Laster abgeschworen, dem Genuss, nur damit ich für drei Kuna mehr einen Kellner anschauen kann, der höchstwahrscheinlich hetero ist. Und ich flüchte immer, bevor sich die Gelegenheit zu einem Gespräch ergibt. Jetzt trinke ich Kaffee und denke über Vaters Krankheit nach. Ich sollte ihn anrufen und ihm sagen, dass alles okay sein wird. Nur das. Diese ganz kleine Lüge, diesen Trost, schiebe ich noch ein wenig auf. Zwischen meinem Vater und mir stand immer Mama, stand ihre Traurigkeit und ihre Einsamkeit. Das habe ich in der Psychotherapie verarbeitet, solange ich da hingegangen bin. Und obwohl ich es geschafft habe, mich von ihr abzusondern, ist Vater immer einige Schritte zu weit entfernt geblieben, immer wie aus flauschigen Federn erschaffen, empfindlich, verschlossen, immer den Tränen nah, aus Glas und Eis. Mein Vater und ich haben uns nie gestritten. Er hat mir nicht beigebracht, wie ich meinen

Schwanz nach dem Pissen abschütteln soll. Ich weiß den Mädchennamen seiner Mutter nicht. Ich weiß nicht, wie seine Großeltern gewesen sind. Ich habe seinen Vater nie kennengelernt. Ich weiß nicht, mit wie vielen Frauen er geschlafen hat. Ich weiß nicht, ob er überhaupt irgendeine Frau geliebt hat. Ob er meine Mutter, seine Frau, geliebt hat. Ich weiß mehr über die Ehe meiner Eltern als über meinen Vater. Er hat die elterlichen Pflichten an Mama delegiert, und sie an mich. Wir sind zwei erwachsene Männer, die einen bedeutsamen Anteil der DNA gemeinsam haben, die nie Gelegenheit hatten, sich kennenzulernen, und die sich gegenseitig immer Angst gemacht haben.

Seine Handynummer kenne ich nicht auswendig. Die Erinnerungen an ihn wirken weit entfernt, verstreut. Verzweifelt wühle ich in ihnen herum, um künstlich ein Gefühl des Vermissens hervorzurufen, einen emotionalen Zustand, in dem ich ihn anrufen könnte. Er war fast nie da. Und auch wenn er bei uns war, blieb er gerade so lange, dass er das Minimum erfüllen konnte, für die Dauer eines Mittagessens oder einer Fernsehserie vor dem Schlafengehen. Er war da, um eine unangenehme Stille zu erzeugen, indem er fragte: »Hast du wirklich nichts zu sagen?« Als ich klein war, dachte ich, dass mein Vater in dem weißen Haustelefon steckt, über das er mich ermahnte, zu Mama lieb zu sein, da sie empfindlich sei. Ich konnte das nicht verstehen, da sie mir immer sagte, dass nur ich sie verstehe und dass sie nur aufgrund meiner Liebe am Leben bleibe. Ständig wiederholte sie, dass

sie seinetwegen unglücklich sei. Ich konnte damals nicht wissen, dass Menschen grundlos unglücklich sein können. Das erfuhr ich erst ein Jahrzehnt später. Ich wurde von zwei eingeschüchterten Kindern erzogen.

In den letzten paar Jahren begann mein Vater sich regelmäßiger zu melden. Auf meinem Handy tauchte immer öfter ein verschämter verpasster Anruf auf. Zuerst tat ich so, als sähe ich es nicht, und dann begann ich es mit seinem Älterwerden zu rechtfertigen. Jeder dieser Anrufe hinterließ den Anflug eines Gewissensbisses. Das gleiche schlechte Gewissen, das ich auch jetzt verspüre, da ich ihn nicht anrufen und fragen kann, wie es ihm geht. Ich bin ein schlechter Sohn eines schlechten Vaters.

Ein schlanker Arm mit wohlgeformtem Bizeps unterbricht meinen Gedankenstrom und nimmt die Tasse vom Tisch.

Einsamkeit überkommt mich.

»Der Nächste geht auf mich. Du sitzt da, zusammengefaltet wie ein alter IKEA-Katalog«, sagst du.

#### 4.

Mein Leben ist für mein Alter überraschend einsam und zugleich erstaunlich erfüllt. Die Mehrheit meiner Freunde hat Kroatien verlassen. Etliche meiner queeren Bekannten begannen nach einem homophoben Referendum, ihren Abgang zu planen. Jetzt sind sie über die großen wirtschaftlichen Machtzentren der Welt verstreut, verdienen gut, kaufen Immobilien und segeln im Urlaub zehn Tage lang durch die Gegend. Die Hipster, egal ob schwul oder hetero, haben begonnen, sich abzumelden, als die Rezession zu Ende ging, sie gravitierten mehrheitlich Richtung Berlin. Genau ein halbes Jahr gelang es mir, in Berlin zu leben. Nach sechs Monaten begriff ich, dass es völlig egal ist, wo ich arm und unglücklich bin. Ich entschied mich für Zagreb, wo ich es mir in meiner Frustration gemütlich machen konnte, wo die Entfernungen in der Stadt kürzer waren und die Mieten niedriger – und all das in kroatischer Sprache. Ich begriff, dass Erwachsenwerden vor allem eine Klassenfrage ist. Erwachsen werden die, die es müssen. Meine Freunde sind noch immer verspielte Jungs und Mädchen, immer im Widerstand, auf dem Spielplatz jener verlorenen Kinder, deren Eltern, auch wenn sie ihnen Vorwürfe machen, dennoch die Monatsmiete überweisen. Ich gewöhnte es mir ab, eifersüchtig auf sie zu sein. Meine Eigenständigkeit hat ihren Preis und verlangt

Kompromisse, aber sie gehört mir. Es gibt keinen Familienbesitz, den man noch vergrößern könnte, es gibt kein Testament, mit dem man mich erpressen könnte.

Ich lebe in einem Einzimmerapartment im Zentrum der Stadt. Die Feuchtigkeit ist fast nicht zu spüren. Die Miete liegt immer noch unter dem Durchschnitt. Meine Vermieterin ist uralt. Frau Slavica ist die Großmutter meiner Bekannten Iris. Sie ist eine hagere Zagreber Dame mit Hut. Sie klopft an die Tür, und mit ihr weht ein Duft von Moschus ins Zimmer. Jedes Mal verschmiert ihr Lippenstift ein kleines bisschen auf ihren Zähnen. Ich gebe Frau Slavica Unterricht in Englisch, wenn sie kommt, um die Miete zu kassieren. Wir übersetzen einen Brief an ihre Urenkelin. Sie wiederholt begeistert die Worte *cat, cute, come, Copenhagen*. Es gelingt ihr bereits, den Anfang allein zu schreiben: *My dear little*, und danach folgt ein Substantiv, meist ein Tier. Ihre Enkelin Iris ist eine moderne europäische Frau, ihr Mann ist Deutscher, und sie leben in Dänemark. Das Kind ist also jahrelang mit vier Sprachen bombardiert worden: Kroatisch, Englisch, Deutsch und Dänisch. Jede Sprache muss mit einer Person verknüpft sein. Doch im Leben der kleinen Rain gibt es nur drei wichtige Personen: Mama, Papa und die Lehrerin. Rain war verwirrt, sie antwortete jedem in einer anderen Sprache, aber irgendwann war sie frustriert und verstummte. Die modernen Eltern mussten eine Sprache streichen. Die Wahl fiel auf Kroatisch, da jetzt sowieso alle Menschen Englisch sprechen, nur die vermögende und zähe Urgroßmutter, Frau Slavica, nicht. Wenn wir



den Brief fertig haben, trinken wir Kaffee und schauen aus dem Fenster. Es ist Sommer. Es riecht nach Katzenpisse und dem Urin der Touristen.

»Das hier ist eine Singlewohnung. Hier verlieben sich die Menschen schnell. Ich wohnte hier vielleicht ein Jahr, nicht länger, und schon hatte ich mich verliebt. So wird es auch dir gehen. Bestimmt. Wenn du wüsstest, was ich dafür gegeben hätte, ein Schwuler zu sein. Ich hätte nie geheiratet. Ich hätte mich nur immer wieder verliebt. Die Ehe, weißt du, das musste man früher machen. Und wenn man sich verliebt hat, musste man sofort abhauen, um nicht die Arschkarte zu ziehen. Ach, wäre ich doch damals ein Schwuler gewesen. Oder wäre die Welt wie jetzt gewesen. Ich hätte nie geheiratet. Ich hätte mich immer nur aufs Neue verliebt. Aber was soll's, mache ich es eben jetzt, wo ich alt bin.«

Frau Slavica ist die Verführerin im Altersheim. Sie finde allerdings niemanden, der gut genug für sie sei. Doch sie werde nicht jünger und deshalb sei sie nicht so wählerisch. Sie möchte immer noch ein bisschen herumspielen, sagt sie, und meint damit vögeln.

Slavica verabschiedet sich um 11:15 Uhr. Da sie Lehrerin war, ist ihre innere Uhr auf genau 45 Minuten eingestellt, und schon düst sie ab. Die Hitze macht ihr keine Probleme. Zurück bleibt der Duft von Chanel N° 5, der von den schweren alten Schränken, von dem Tisch und der Tür aufgesaugt wird. Diese Wohnung sieht manchmal aus wie ein Baum.

»Immer, wenn ich alleine bleibe«, tönt es aus dem

Radio. Ich nehme das Büchlein mit Audens Liebesgedichten zur Hand. Ich trinke einen Schluck kalten Kaffee. Und dann fange ich an, laut vor dem offenen Fenster zu lesen. Eine Übung gegen den Zynismus.